

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pla, Josep
Das graue Heft

Auswahl von Josep M. Castellet. Übersetzung aus dem Katalanischen und Nachwort von
Eberhard Geisler

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1424
978-3-518-22424-3

SV

Band 1424 der Bibliothek Suhrkamp

Josep Pla
Das graue Heft

Auswahl von J. M. Castellet
Übersetzung aus dem Katalanischen und
Nachwort von Eberhard Geisler

Suhrkamp Verlag

Der Übersetzung liegt die von Josep M. Castellet
herausgegebene Auswahl unter dem Titel *El quadern gris* bei
Edicions Destino i Edicions 62, Barcelona, zugrunde.

Die Übersetzung wurde gefördert aus Mitteln
des Institut Ramon Llull, Barcelona.

© Heirs of Josep Pla 1966

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2007

ISBN 978-3-518-22424-3

1 2 3 4 - 12 11 10 09 08 07

Das graue Heft

8. März. – Da die Grippe im Umlauf ist, mußte die Universität geschlossen werden. Seitdem wohnen mein Bruder und ich zu Hause, in Palafrugell, bei der Familie. Wir sind zwei Studenten ohne Beschäftigung. Meinen Bruder, der ein begeisterter Fußballer ist – obwohl er sich schon einmal einen Arm und ein Bein gebrochen hat –, sehe ich ausschließlich zu den Mahlzeiten. Er geht seiner Wege. Ich lebe so vor mich hin. Ich trauere Barcelona nicht nach und noch weniger der Universität. Mir gefällt das Leben im Städtchen, mit den Freunden, die ich dort habe.

Beim Mittagessen, als es Nachtisch gibt, tauchen auf dem Tisch eine große Schüssel mit karamelisierter Creme und ein köstlicher, weicher, goldfarbener Bisquit mit einem Hauch Puderzucker auf. Meine Mutter sagt zu mir:

»Du weißt doch, daß du heute einundzwanzig Jahre alt wirst?«

Und in der Tat: es wäre sinnlos, es abzustreiten: heute feiere ich meinen einundzwanzigsten Geburtstag. Ich sehe mich in der Runde um. Mein Vater ißt schweigend, in vollkommener Normalität. Meine Mutter scheint nicht so nervös zu sein wie gewöhnlich. Da man hierzulande nur die Namenstage feiert, machen mich Bisquit und Creme mißtrauisch. Ich frage mich, ob sie wirklich zubereitet worden sind, um meinen Geburtstag zu begehen, oder ob sie mich nicht eher daran erinnern sollen, daß die Bilanz meiner jungen Jahre durchweg negativ, wirklich mager ist. Diese kleine Manipulation – denke ich – wäre so verständlich! Rätselhafte, nebulöse Kinder zu haben muß sehr unangenehm sein. Ich bin jedoch derart leichtfertig, daß selbst das durch die Lecke-

reien gestellte Gewissensproblem nicht zu verhindern vermag, daß ich den Bisquit ungemein schmackhaft und die Creme in einem Wort erlesen finde. Als ich mir ein zweites Mal den Teller fülle, verstärkt sich die Kühle zusehends. Einundzwanzig Jahre!

Die Familie! Eine merkwürdige und komplizierte Angelegenheit . . .

Am Nachmittag beginnt es zu regnen – ein feiner, dichter, unbedeutender, bedächtiger Regen. Es geht kein Lufthauch. Der Himmel ist grau und hängt tief. Ich höre, wie der Regen auf die Erde und die Bäume des Gartens fällt. Er rauscht dumpf und fern – wie das Meer im Winter. Kalter, eisiger Märzregen. Mit der Heraufkunft des Abends wechselt der Himmel vom Grau zu einem Weiß aus Gaze – fahl, unreal. Über dem Städtchen und seinen Dächern lastet eine dichte Stille, eine Stille, die einem unter die Haut geht. Das Geräusch des fallenden Wassers verwandelt sie in eine vage Musik. Über diesem Singsang sehe ich meine Obsession des Tages schweben: einundzwanzig Jahre!

Den Regen fallen zu sehen lullt mich zu guter Letzt ein. Ich müßte selbstverständlich etwas fürs Studium tun und nochmals die Lehrbücher durchgehen, um dieses lästige Anwaltsstudium hinter mich zu bringen. Es ist nichts zu machen. Während ich häufig der Versuchung nicht widerstehen kann, die Papiere zu lesen, die ich auf der Straße finde, verläßt mich vor dieser Sorte von Büchern die Neugier auf Nimmerwiedersehen.

Ich beschließe, dieses Tagebuch zu beginnen. Ich werde dort – zum Zeitvertreib und aufs Geratewohl – hineinschreiben, was mir so in den Sinn kommt. Meine Mutter ist eine sehr saubere Hausfrau, die besessen davon ist, das Haus in eiserner Ordnung zu halten. Es macht ihr Vergnügen, Pa-

piere zu zerreißen, alten Trödel zu verbrennen, dem Lumpensammler alles zu verkaufen, was für sie keine unmittelbare praktische oder dekorative Nützlichkeit hat. So wäre es ein Wunder, wenn sich diese Papiere vor ihren bewundernswürdigen hausfraulichen Tugenden retten würden. Geschähe dies, wäre es meiner Meinung nach jedenfalls nicht unbedingt ein Schaden . . .

9. März. – Bei dieser Art von Papieren ist man wohl verpflichtet, ihnen ein paar biographische Notizen vorauszuschicken. Für mich persönlich ist es äußerst unterhaltsam, Erinnerungen und Rückschau haltende Aufzeichnungen zu lesen, so bescheiden und gewöhnlich sie auch sein mögen. Sollten diese Notizen dem Verbrennen entkommen, so wird eines Tages vielleicht ein entfernter Verwandter oder eine neugierige und müßige Person einen Blick darauf werfen.

Ich bin am 8. März 1897 in Palafrugell (Empordà Petit) geboren worden. Ich stamme zu hundert Prozent aus dem Empordà. Meine eigentliche Landschaft liegt zwischen Puig Son Ric bei Begur im Osten, den Bergen von Fitor im Westen, den Formigues-Inseln im Süden und dem Montgrí im Norden. Für mich stand schon immer fest, daß dies ein sehr altes Land ist und alles mögliche Volk, umhervagabundierendes, unterschiedliches Volk, darüber hinweggezogen ist.

Mein Vater heißt Antoni Pla i Vilar. Pla ist der Name des Hofes Pla in Llofriú, einem unbedeutenden kleinen Dorf aus dem Gemeindebezirk von Palafrugell mit eigener Pfarrgemeinde. Es ist ein stilles, armes Dörfchen mit Trockenfeldern und verschlossenen Leuten, die sich mit dem, was sie haben, zufriedengeben und sich wenig Illusionen machen. Vilar ist der Name einer Familie aus Mont-ras, einem an der

Landstraße von Palafrugell nach Palamós gelegenen Ort – einem Dorf mit lautstarken, republikanisch gesinnten Leuten, unter denen sich erbitterte politische und persönliche Kämpfe abgespielt haben. Väterlicherseits waren alle meine Vorfahren Bauern. Das Kirchenarchiv von Llofriu wird genau seit Ende des Tridentinischen Konzils geführt. Mossèn Birba, ein hochgebildeter Priester, eher davon angetan, über alten Papieren zu sitzen als Tomaten zu hacken, Pfarrer der Gemeinde, sagte mir einmal, daß der Aufenthalt meiner Familie auf dem Hof Pla seit Anbeginn des Archivs belegt ist. Meine Vorfahren waren sehr arme Bauern, die vor allem vom Weinanbau lebten.

Zwischen den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zog die Familie Vilar von Mont-ras nach Barcelona. Ein Großonkel, Doktor Vilar, Bruder von Marieta Vilar, meiner Großmutter väterlicherseits (Maria Vilar Colom), ließ sich dort als Arzt nieder, in der Barceloneta, um genau zu sein. Politisch war Doktor Vilar ein Radikaler und bekannte sich zu einem materialistisch und atheistisch eingefärbten Wissenschaftsglauben. In ihm war noch der Geist von 1848 lebendig. Er war ein fiebernder, erregter und dabei grundgütiger Mensch mit einem romantischen Haarschopf; die große Blässe des Gesichts kontrastierte mit der aufgeplusterten wattierten Krawatte aus schwarzer Seide, die er trug.

Um meinen Großvater (Josep Pla Fàbregues) zu heiraten, kam Marieta Vilar aus Barcelona, zur Zeit des zweiten Karlistenkriegs. Da die Wege unsicher waren, machte sie die Reise übers Meer, ging in Palamós an Land und unternahm mit der zweirädrigen Postkutsche die Fahrt nach Hause. Es war im Herbst, sie fuhren gegen Abend los. Bevor man zur Brücke von En Bitlla kam, scheuten plötzlich die Pferde. Mitten

auf der Straße lag ein toter Mann. In einem dunklen Pinienhain, der in der Nähe des Weges lag, sah man ein Feuer aus grünem Holz, das einen dichten, weißen Rauch aufsteigen ließ. Die Kavallerie des General Savalls hatte sich dort unter die Pinien gelagert. Die später meine Großmutter werden sollte, kam zu Tode erschrocken zu Hause an, zitternd und leichenblaß. Nachdem man ihr das Korsett ein wenig geöffnet und sie sich über das Sofa hingestreckt hatte, holte man sie ins Leben zurück, indem man ein Huhn schlachtete und ihr eine Tasse Brühe nach der anderen verabreichte. Diesen Schrecken hat die Großmutter Marieta das ganze Leben lang nicht vergessen, und noch vor kurzem hörte ich, wie sie zu einem Bauern, der sich bei ihr über die Unsicherheit der Zeiten beklagte, sagte:

»Ist doch so! Ob nun der eine oder der andere regiert, es kommt darauf an, daß man nicht alle zwei, drei Tage ein Huhn schlachten muß, um die Leute, die nichts auf dem Gewissen haben, ins Leben zurückzuholen . . .«

Meine Mutter heißt Maria Casadevall i Llac. Ihr Vater (Pere Casadevall) war Schmied und betrieb im Städtchen Palafrugell eine Schmiedewerkstatt. Der Sohn aus erster Ehe, Esteve Casadevall i Pareres, wanderte nach Kuba aus und machte ein (für die Epoche) ziemliches großes Vermögen mit Tabak. Den dritten Teil dieses Vermögens erbte seine Halbschwester, d. h. meine Mutter. Der Großvater Pere war als junger Mann Anhänger von Espartero und Liberaler. Als sein Sohn aus Kuba zurückkehrte, begann er, ganz augenfällige Formen der Mäßigung anzunehmen. Während er allmählich dahinwelkte, abonnierte er den *Brusi* und hatte – nachdem die Schmiede stillgelegt war – ein ruhiges und friedliches Alter.

Die Llacs kommen aus der Gavarra, aus den Bergen von

Fitor, und mein Urgroßvater aus diesem Zweig war Pächter auf der Cavorca, einem abgelegenen, einsamen Hof, umgeben von Himmel und Wald. Es ist eine starke Familie, und ihre Leute sind sehr alt geworden. Die Generation meiner Großmutter setzte sich aus sieben Kindern zusammen: einem Jungen und sechs Mädchen. Der Junge war Deserteur, ging nach Frankreich (nach Reims), heiratete dort, bekam dort einen Sohn, Gastó, der im Kampf für Frankreich vor Verdun fiel. Der Umstand erscheint rätselhaft, ist es vielleicht aber nicht ganz. Von den Mädchen heirateten zwei nach Sa Bardissa (d. h. nach Calonge), zwei nach Palamós und zwei nach Palafrugell. Einige dieser Familien wanderten später nach Frankreich aus. Gegenwärtig sind zwei Vettern meiner Mutter aktive Anarchisten und gelten bei der Polizei als sehr gefährlich ... Sie bringen ihr Leben damit zu, ins Gefängnis zu kommen und wieder freigelassen zu werden, von einem Unterschlupf in den nächsten zu flüchten, mal sind sie hier, dann wieder auf der anderen Seite der Albera. Es ist dies in den Familien des Landes nichts Außergewöhnliches: Die reichen oder zumindest in gewissem Wohlstand lebenden Zweige pflegen katholisch zu sein und althergebrachter Sitte zu folgen; die armen sind Anarchisten und zerlumpt. Dem Reichtum der einen pflegt der Nonkonformismus der andern zu entsprechen.

Von den Großeltern habe ich nur Marieta kennengelernt. Der Großvater Josep Pla starb jung, von einem Blitz getroffen, während er von einem Fenster des Hofes aus ein Gewitter beobachtete. Der Großvater Pere Casadevall war schon tot, als ich auf die Welt kam. Die Großmutter mütterlicherseits, Gràcia Llac i Serra, war, einer Daguerreotypie nach zu schließen, die sich zu Hause erhalten hat, eine Person von großer Sanftheit, mit einem vollkommenen Scheitel

über der Stirn und auf den offenen und gut gezeichneten Gesichtszügen Anzeichen von einer lieben Art.

Ich habe den Eindruck, daß während vieler Jahre in der Familie für Herrn Esteve Casadevall wegen des Vermögens, das er aus Kuba mitgebracht hatte, eine lebhaft bewunderung herrschte. Nachdem er ins Land zurückgekehrt war, heiratete er eine distinguierte, frömmliche Dame, Frau Beatriu Girbal. Sie hatten keine Kinder. Diese Frau Beatriu und ihre ledige Schwester, Frau Carme, hatten als junge Mädchen in der Champagne, in Épernay, gelebt, wo ihr Vater ein Geschäft mit Champagnerkorken betrieb. In Épernay erlebten sie ganz hautnah die Auswirkungen des französisch-preußischen Kriegs und die deutsche Invasion, und eines Tages beobachteten sie, wie, auf einem Schimmel reitend, Fürst Bismarck den Ort durchquerte.

Durch den Einfluß von Frau Beatriu näherte sich Herr Casadevall Stück für Stück der Kirche an. In einem bestimmten Jahr missionierte Pater Goberna in Palafrugell, ein berühmter Jesuit aus Barcelona, und predigte ganz dramatisch. Es kam zu spektakulären, überwältigenden Bekehrungen. Herrn Casadevall traf es wie der Blitz. Er wurde zu einem erbitterten, aktiven Erzkatholiken. Die Mission war noch nicht beendet, da war er schon zum Notar gelaufen und hatte ein Testament diktiert, wonach er zehntausend Goldduros (zwei Drittel seines Barvermögens) der Kurie von Girona vermachte. Da der Bekehrte Verhaltensweisen zeigte, die typisch für einen Neophyten waren, brachte jemand die Vermutung auf, er sei auf Kuba Liberaler und vielleicht gar Freimaurer gewesen. Ich habe dies nie aufklären können. Fest steht jedenfalls, daß die Religion Herrn Casadevall zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit machte. Es war die Epoche von Pius IX. Die Republikaner des Landes nannten Casade-

vall den Gesandten Seiner Heiligkeit. Er wurde zu einem un-
gemein seriösen Herrn mit einer festen, kompakten Strenge,
der das Für und Wider einer Sache ungerührt abwog. Er trug
Gehrock, Zylinder, Lackschuhe und einen polierten schwar-
zen Stock mit einem elfenbeinernen Knauf wie eine Billard-
kugel. Er schrieb in bewundernswürdiger Schönschrift. Er
war hochgewachsen, hager, ein wenig gebeugt.

Meine Eltern heirateten jung, mit zwanzig Jahren, in per-
fekter Gesundheit. So hatte ich denn, wenige Augenblicke
nachdem ich geboren war, den Ruf eines strammen Burschen.
Heutzutage werden die Säuglinge häufig gewogen, und in
den Apotheken gibt es seit kurzem Waagen mit einer Schale
zum Hineinlegen, um ihr Gewicht festzustellen. Zu mei-
ner Zeit war dies noch nicht üblich. Hätte man es getan, hätte
man festgestellt, daß ich ein Kinderschwergewicht war. Mei-
ne Mutter pflegte mir zu erzählen, daß, wenn sie oder das
Kindermädchen mich mit dem Kinderwagen spazierenfuhr,
die Liebespärcchen, die sie trafen, beim Anblick meiner Wan-
gen in Verzückung ausbrachen. Die jungen Damen redeten
zärtlich auf mich ein und sagten die allerseltsamsten Sachen
zu mir, mit dem überaus eigentümlichen Klang der Stimme,
den man gebraucht, um mit den kleinen Kindern zu spre-
chen. Danach blickten sie den jungen Mann an, den sie an
ihrer Seite hatten, mit einem halben Lachen, als wollten sie
sagen:

»Mal sehen, ob das, das du mir einmal machst, genauso
wird ...«

Der junge Mann mußte verschämt die Augen senken, mit
einem Anflug von Bescheidenheit und ausgesuchter Höf-
lichkeit.

Vielleicht dachte er:

»Man wird tun, was man kann ...«

Ich finde den Gedanken lustig, daß ich nichts anderes zu tun brauchte, als geboren zu werden und mich durch die Straßen spazierenfahren zu lassen, um den Bewohnern meiner Geburtsstadt schon erhabene Ideen und wertvolle Regungen einzuflößen. Als Erwachsener habe ich nie wieder so vorteilhafte und wunderbare Ergebnisse hervorge-rufen.

Ich wurde auf jeden Fall im Carrer Nou – oder auch Carrer del Progrés – geboren, einer tristen und langen Straße, ge-
rade wie eine Kirchenkerze, die vom Carrer de la Caritat zur Bahnlinie nach Palamós führt. Das Haus war ein ziem-
lich hohes Ungetüm, und die Fassade ging nach Norden. Dementsprechend waren die Zimmer, die zur Straße gelegen waren, im Winter eisig kalt. Die Südzimmer waren dagegen sehr sonnig: sie gingen auf ein geschütztes Gärtchen hinaus. Jenseits des Gartens, von einer niedrigen Abschlußmauer aus, sah man auf ein sehr weites Gartenland – das Garten-
land von Joanama –, das vortrefflich bestellt war. Es ist sehr gut möglich, daß die Vorliebe, die ich stets für die ordent-
lichen und adretten Dinge empfunden habe – obwohl ich persönlich eher unordentlich gewesen bin –, von dem gei-
stigen Vergnügen herrührt, das mir als kleinem Jungen die Betrachtung dieser Landschaft aus schmalen, gut gezeich-
neten, gut bewässerten, perfekt gepflügten Feldern bereitet hat.

An die Zeit meiner frühen Kindheit habe ich absolut keine Erinnerung. Man hat mir erzählt, daß ich, abgesehen von den üblichen Kinderkrankheiten (Scharlach, Masern etc.), nie krank gewesen bin. Als Wickelkind muß ich wohl das Objekt grenzenloser Zärtlichkeit gewesen sein. Mein Fami-
lienleben, das ist nahezu sicher, war tadellos. Verschiedene Personen haben mir gesagt, daß sie, wenn sie gekonnt hätten,

ihre Eltern selbst ausgewählt hätten. Ich muß gestehen, daß ich, wenn ich hätte wählen können, mich an dieselben Personen gewendet hätte, die mich auf die Welt gebracht und aufgezogen haben. Man pflegt seinen Eltern eine Reihe von Dingen, Tugenden und auch Gemeinheiten abzuverlangen, mit denen sie normalerweise nicht aufwarten können: Geld, gesellschaftliche Stellung, Schlaueit, Unverschämtheit. Das einzige, was man von den Eltern fordern sollte, ist physische Kraft und körperliche Gesundheit. Alles übrige hängt vom Zufall und anderen Unwägbarkeiten ab.

Auf jeden Fall hege ich den Verdacht, daß die Zeit der Windeln die glücklichste der gesamten irdischen Existenz ist. Was für eine wunderbare Epoche! Wie endlos lang kann man schlummern, was für weiche Kissen gibt es, was für satte Morgen und was für köstliche, delikate Flüssigkeiten, die man beiläufig einsaugen muß! In einer Welt zu leben, in der man im Grunde nur Hunger hat, und zu sehen, wie jedermann sich bemüht, ihn euch zu stillen, muß ein fortgesetztes Entzücken und eine selige Faszination sein. Könnt ihr euch das vorstellen? Es ist wirklich wahr, daß die unbewußte Erinnerung an den mütterlichen Schoß und den Schutz der Kindheit mit den Jahren als Kontrast das Gefühl erzeugt, in Unsicherheit zu leben und Wind und Wetter ausgesetzt zu sein. Das Leben wird zur Nostalgie der verlorenen Lieblichkeit, der geraubten Glückseligkeit. Mir ist es aber immer unmöglich gewesen, mich an diese Zeit der stillen Vergnügen und des vegetabilischen Wohlergehens deutlich und konkret zu erinnern ... Dies trägt wahrscheinlich zum Zauber der Stillzeit als eines verlorenen Paradieses bei – als eines irdischen Paradieses.

Neben dem Haus lebte Fräulein Enriqueta Ramon, eine kleine, dickliche alte Jungfer, die in ein kompliziertes Kor-

setzt gezwängt war, trotz der Vornehmheit ihrer Gefühle ein rotes Gesicht hatte und als Krönung eine sehr hohe Frisur trug. Der Garten von Fräulein Enriqueta – der kein Nutzgarten war, sondern ein Blumengärtchen, denn der vulgären Trivialität Zugeständnisse zu machen kam ihr nicht in den Sinn – war mit dem unseren durch den Rand des Brunnens verbunden, der zu beiden Häusern gehörte. Meine Mutter pflegte mich zur Steinbank am Brunnen zu bringen, und Fräulein Enriqueta – wie man mir erzählt hat – überhäufte mich von der anderen Seite aus mit zärtlichen Worten. Häufig waren die Bekundungen ihrer Zuneigung so spektakulär, daß meiner Mutter nichts anderes übrigblieb, als mich in Form eines zarten Pakets über den Abgrund des Brunnens zu reichen und ihr in die Arme zu legen. Sentimentale Ergüsse fallen immer aus dem Rahmen, doch wenn ein Brunnen dazwischen liegt, sind sie gewiß nicht vernünftig. Wir hätten alle in den Brunnen fallen können: das Fräulein, meine Mutter und ich selbst. Aus Gründen, die unmittelbar einsichtig sind, lief ich selbst die größte Gefahr. All dessen war ich mir in dem Moment, in dem es passierte, natürlich nicht bewußt. Ich bin zu der Annahme gelangt, daß man diese Ortswechsel veranstaltete, um mich an die Aufregungen und Gefahren des Lebens zu gewöhnen, die so beträchtlich sind. Aber wenn ich jetzt, als Erwachsener, an all dies denke, läuft es mir kalt über den Rücken, und es bestätigt mich in der Idee der maßlosen menschlichen Unvernunft.

Ich wüßte nicht zu beschreiben, in welcher Form sich in meinem konkreten Fall das Erwachen des Bewußtseins vollzogen hat. Die Dunkelheit ist vollkommen: totale Amnesie. Die erste deutliche Erinnerung ist visueller Art: Ich sehe auf einmal meinen Vater, wie er am Tisch die Zeitung liest, den Oberkörper über dem weißen Tischtuch, während das

durch einen Schirm aus grünem Stoff gefilterte Licht der Petroleumlampe einen Flecken über sein ganzes Gesicht wirft. Der Anblick meines Vaters, dessen Haut von grüner Farbe troff, rief in mir eine so große Überraschung hervor, daß ich in ein nervöses, unbändiges Gelächter ausbrach. Die beiden folgenden Erinnerungen betreffen den Geruchssinn: der leicht bittere Geruch nach verbranntem Kork, der immer durch die Luft von Palafrugell zieht und Auswärtigen mit feiner Nase den Eindruck eines gerade soeben gelöschten Brandes vermittelt, und der Geruch nach dem Cordstoff der Kleider der Leute – der mir immer unangenehm und säuerlich war. Später habe ich diesen Gestank mit dem Rascheln assoziiert, das die Cordhosen der Leute beim Laufen hervorrufen. Die vierte Erinnerung ist ebenfalls unangenehm: es ist das Gefühl der Angst, wenn ich träume, daß ich den Rand des Gesimses des Kirchturms entlangspaziere. Schwindel war mir immer unerträglich. Ich bin ein Wesen, das die flache, höchstens leicht gewellte Erde bewohnt, ein horizontales Wesen.

Danach stellt sich in meinem Gedächtnis ein konfuses Durcheinander von Bildern und Erinnerungen ein. Innerhalb dieses unauflöselichen Gewirrs gibt es, ganz deutlich, die Überraschung, die ich eines Tages verspürte, als ich beim Urinieren feststellte, daß die Flüssigkeit nach wildem Spargel roch. Ich hatte vor zwei Stunden ein Omelett mit Spargeln gegessen.

In den Unterricht bin ich schon als sehr kleiner Junge gegangen: mit drei Jahren. Ich war Schüler des Instituts, das die Maristen-Brüder im La-Rajola-Viertel in Palafrugell betrieben. Die *hermanos* waren sehr eigentümlich gekleidet, was vielleicht erklärt, warum sie mir auf Anhieb und rundum Respekt einflößten. Sie trugen eine mit einer Quasten-

kordel an den Körper gebundene Soutane und über den Schultern eine Pelerine – die Hälfte des Umhangs, den die Landesbesitzer in Frankreich tragen –; einen kleinen Kaplanshut, der hierzulande sehr auffällig war, weil die Mehrzahl der Kapläne damals Schaufelhut trug; in flachen Schuhen trugen sie Socken aus schwarzem Stoff. Trotz dieses sonderbaren Aufzugs war an der Schule nichts auszusetzen, sie war sehr seriös, und es herrschte vollkommene Disziplin. Bruder Blas war ein mir unvergeßlicher Lehrer. Er brachte mir solide und rasch einige grundlegende Dinge bei.

Die Schule war außerdem sehr gut gelegen: Die Klassenräume, nach Süden ausgerichtet, verfügten über all das Licht und all die Sanftheit der sich unter freiem Himmel erstreckenden Ebene von Calella. Der Hof war groß und sonnig. An diesem Ort habe ich unvergeßliche Stunden verbracht. Jede Jahreszeit hatte ihr eigenes Spiel: den Kreisel, die Murmeln mit farbigen Fädchen im Innern, das Bockspringen, das Ballspiel, das Spiel, bei dem man mit einem Stock auf ein Holzstück schlug und es springen ließ. In einem Winkel des Hofes stand ein armer Granatbaum. Trotz der Schläge, die er abbekam, und der Wunden, mit denen er bedeckt war, fand er sich jedes Jahr zu blühen bereit. Übersät mit leuchtend roten Blüten mit gelblichen Stempeln, war er herrlich anzusehen ... Wie viele Stunden habe ich nicht, am Pult stehend, damit zugebracht, bezaubert den Granatbaum, rosa oder grün, vor dem fernen blauen Himmel zu betrachten, vor dem blaugrünen Porzellanhimmel an den Tagen des Nordwinds ...!

Donnerstags gingen wir in den Pinienhain von En Marquès, der wie ein riesiger Garten aus ordentlich aufgereihten, symmetrischen Pinien war, im Hintergrund die herrliche Landschaft von Ermedàs, voller alter Türme und eingerahmt von

Alleen aus Pinien von beträchtlicher Höhe. Ich war regelrecht versessen nach diesem dunklen Hain, durch den ein Duft nach Pilzen zog und ein traumhaftes, flackerndes Licht schwebte. Nachts dachte ich an das tiefe, einsame Rauschen, das der Wind in den hohen Zweigen verursachte, und sah das milde statische Licht vor mir, das unter dem Goldgrün der Bäume schwebte.

1904 zogen wir in das Haus, das mein Vater im Carrer del Sol hatte errichten lassen. Ich war damals sieben Jahre alt. Meine Schwester Rosa lernte gerade zu krabbeln. Als wir einzogen, waren noch die Maler und Tapezierer im Haus. Einer der Maler – ein Mann aus der Gegend, der Schnurrbart trug – verbrachte mehrere Tage auf der Leiter, um mit verdrehtem Hals und vorgeschobener Zunge ein paar süßliche Engelchen an die Decke eines kleinen Salons zu malen. Mit einem hauchdünnen Pinsel vervollkommnete er die Hintern der Engelchen, wobei er unter seinem Schnurrbart mit archaischer Ruhe vor sich hin sang: »Der Spatz, der Spatz, wenn er sich zum Schlafen niederläßt, raschelt er mit dem Laub ...« Alles roch jedoch frisch und angenehm nach neuem Haus. Meine erste Lektüererinnerung ist mit diesem Haus verbunden: Eines Nachmittags, als es heiß war, las ich dort, auf den Stufen der Treppe sitzend, die Nachricht von der Bombe, die Morral gelegt hatte, als das Königspaar heiratete. Es war meine erste bewußte Lektüre, lang und an einem Stück.

Ich weiß nicht mehr, wann es war, wie es geschah und aufgrund wovon es sich ereignete, jedenfalls entdeckte ich eines schönen Tages, daß man zu Hause – objektiv gesprochen und mit Verlaub – ziemlich gut aß. Vielleicht geschah dies aber auch erst später, als ich schon größer war ... Auf jeden Fall war es eine bemerkenswerte Entdeckung. Ich erhielt